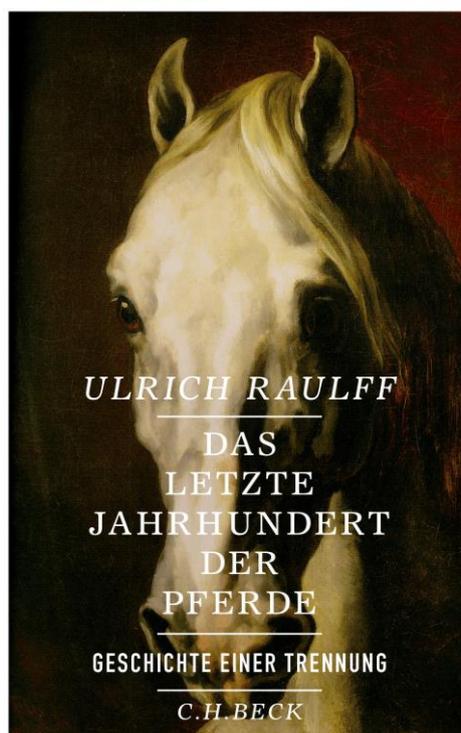


Leseprobe

Ulrich Raulff
Das letzte Jahrhundert der Pferde.
Geschichte einer Trennung.
Sachbuch

C. H. Beck Verlag, München 2016
ISBN 978-3-406-68244-5

S. 5-23



INHALT

DER LANGE ABSCHIED 7

A. DER KENTAURISCHE PAKT. *ENERGIE* 24

Die Pferdehölle 29

Ein Unfall auf dem Land 55

Ritt nach Westen 79

Der Schock 104

Die jüdische Reiterin 131

B. EIN PHANTOM DER BIBLIOTHEK. *WISSEN* 147

Blood and speed 152

Die Anatomiestunde 174

Kenner und Täuscher 197

Die Forscher 220

C. DIE LEBENDIGE METAPHER. *PATHOS* 247

Napoleon 251

Der vierte Reiter 269

Die Peitsche 288

Turin, ein Wintermärchen 317

D. DER VERGESSENE AKTEUR. *HISTORIEN* 340

Zahn und Zeit 343

Land nehmen 360

Das elliptische Tier 379

Herodot 393

ANHANG

Dank 406

Anmerkungen 408

Bildnachweis 451

Register 455

DER LANGE ABSCHIED

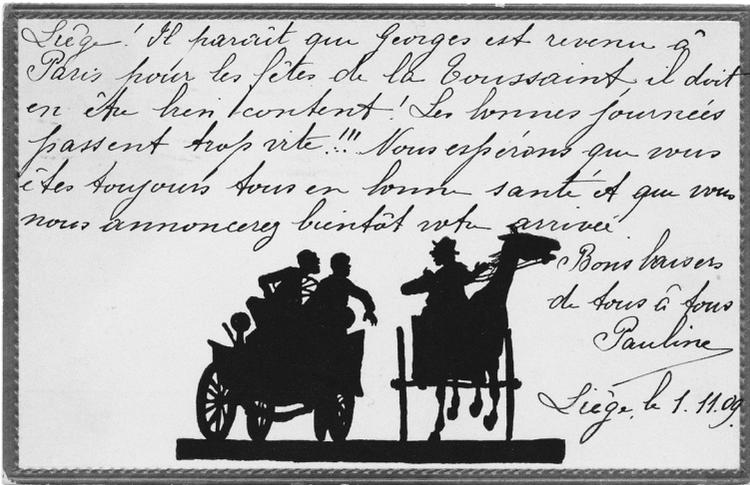
Wer um die Mitte des 20. Jahrhunderts auf dem Land geboren wurde, wuchs in einer alten Welt auf. Sie unterschied sich wenig von derjenigen, die hundert Jahre früher da gewesen war. Agrarische Strukturen sind von Natur aus träge. Das Land dreht sich in langsameren Rhythmen. Für Stadtkinder sah die Umwelt anders aus. Sie war geprägt von Maschinen – und von Ruinen, die ihrerseits das Resultat mechanischer Zerstörung waren. Das Land in seiner Zurückgebliebenheit hatte sich dem Sprung in die technische Moderne noch fast ein Jahrhundert lang entzogen. Gewiss, auch hier hatten die Maschinen, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts seltene, experimentelle Ausnahmen gewesen waren, der Zahl nach zugenommen. Überdies waren sie kleiner, praktischer, alltäglicher geworden und sahen nicht mehr aus wie mittelalterliche Belagerungsmaschinen oder Saurier aus Jurassic Park. Immer häufiger kam es vor, dass sie von kleinen Traktoren gezogen wurden, Geräten, die das 19. Jahrhundert noch nicht oder allenfalls in Gestalt enormer Dampfmaschinen gekannt hatte. Die Traktoren um die Mitte des 20. Jahrhunderts leisteten 15 oder 20 PS, hatten kurze, einprägsame Namen wie Fendt, Deutz, Lanz oder Faun und waren mit wenigen Ausnahmen wie etwa dem grauen Lanz grün lackiert. Im Rückblick wirken sie wie fragile Grashüpfer, verglichen mit den Mammuts von heute mit 200 PS und schalldichter Kabine.

Abgesehen von diesen Vorreitern der Mechanisierung auf dem Land, deren ruckhafte Bewegungen und deren Lärm nicht ins romantische Bild des 19. Jahrhunderts passten, hatte sich nicht viel geändert. Immer noch waren Pferde, schwere belgische Kaltblüter, starke Trakehner und stämmige Haflinger, das am weitesten verbreitete und am meisten gebrauchte Transport- und Zuggerät auf den schmalen, gewundenen Straßen wie an den Abhängen der Felder und in den Schluchten der Wälder. Über den Winterbildern meiner Erinnerung steht der Dampf ihres Atems und ihrer erhitzten Flanken, über den Sommerbildern liegt der Duft ihrer braunen Felle und hellen Mähnen. Immer noch spüre ich das Entsetzen, mit dem ich zusah, wie ihnen beim Beschlagen vierkantige Eisennägel in das, was ich für ihre Fußsohlen hielt, getrieben wurden. Szenen von solcher Drastik hatte ich bis dahin nur in Kirchen, auf Bildern der Passion Christi erblickt. Immer wenn ich später von jemandem sagen hörte, er sei «beschlagen», was soviel bedeutete wie: er sei gebildet oder belesen, tauchten vor meinen Augen die Vierkantnägel auf.

In den Ställen der Bauern, die noch von den Erträgen des Landes lebten und ihre bescheidene Wirtschaft nicht gegen einen Arbeitsplatz in der Fabrik eingetauscht hatten, nahmen die Boxen der Pferde den kleineren, aber nobleren Teil ein. Die Kühe, Rinder, Kälber, Schweine und Hühner machten sich breiter, sie stanken heftiger und führten das große Wort, sie waren, mit einem Wort, die Plebs im Stall; die Pferde waren selten, kostbar und wohlriechend, sie aßen manierlicher und litten spektakulärer, besonders ihre Koliken waren gefürchtet. Wie lebendige Skulpturen standen sie in ihren Verschlagen, nickten mit den schönen Köpfen und signalisierten mit ihren Ohren Misstrauen oder Verdacht. Die Pferde hatten ihren eigenen Campus, auf den sich nie eine Kuh verirrte, von Schweinen oder Gänsen ganz zu schweigen. Kein Bauer wäre auf die Idee gekommen, die Weide der Pferde mit Stacheldraht zu umgeben, hinter dem sich Kühe und vor allem Schafe nicht selten fanden. Bei den Pferden genügte ein bisschen Holz oder ein leichter Elektrozaun. Aristokraten sperrt man nicht ein, man erinnert sie an ihr Ehrenwort, auf Flucht zu verzichten.

Ich sehe uns, meinen Großvater und mich, an einem Tag Mitte der Fünfziger auf einer Anhöhe stehen, von der sich unser Hof, das umlie-

DER LANGE ABSCHIED



Der kurze Gruß zum langen Abspann: Die Wege trennen sich.



Konkurrenz der
Pferdestärken: Das
Dieselross hat 12 PS,
der Hafermotor nur zwei,
die aber besser riechen.

gende Land und sogar ein Stück des fernen Laubwaldes, durch den sich eine schmale Straße den Berg hinaufwand, überblicken ließen. Seit einer Weile war die Stille über der ländlichen Einsamkeit zerrissen von etwas, das wie eine bucklige Ameise aussah, die sich langsam und geräuschvoll den Berg hinauf quälte. Im Näherkommen gab sich die Ameise als der altertümliche Mercedes Diesel eines meiner Onkel zu erkennen. Mit olympischer Gravität näherte sich der schwere Wagen. Mein Großvater machte eine abschätzig Bemerkung über den Diesel, in der das Wort *Dreschkasten* vorkam, und sah mit wachsender Skepsis zu, wie mein Cousin, der Mann am Volant, den festen Weg verließ und quer über das Weideland direkt auf uns zusteuerte. Schon nach wenigen Metern auf dem feuchten Gras verlor er die Kontrolle über sein Gefährt. Der Wagen brach seitlich aus, kam ins Gleiten und verwickelte sich in den Elektrozaun, der die Pferdeweide umgab, bis er endlich, von einer dunkelblauen Wolke umgeben, vor einem Baumstumpf zum Stehen kam. Unter der abziehenden Wolke kam der Olympier zum Vorschein, der jetzt seine Blitze nach innen schleuderte: Der Gefangene des Elektrozauns hatte sich in eine Art umgekehrten Faradayschen Käfig verwandelt, der über die zahlreichen Eisenteile jeden Stromstoß an seinen Insassen weitergab.

Nachdem alle Versuche zur Selbstbefreiung von Fahrer und Wagen fehlgeschlagen waren, betrat als Nothelfer ein schwerer belgischer Kaltblüter die Szene. Vor die hintere Stoßstange des Diesel gespannt, zog er mit den Bärenkräften eines gutmütigen Riesen das havarierte Automobil auf festen Grund zurück. Jeder kennt das Bild von William Turner, auf dem ein qualmender Dampfschlepper ein stolzes Kriegsschiff unter gerefften Segeln, die *Fighting Temeraire*, zu ihrer letzten Anlegestelle im Abwrackdock schleppt. In unserem Fall hatte das Schicksal, ironisch wie so oft, noch einmal das historische Blatt gewendet: Hier war es der Gaul, das von der Geschichte pensionierte Schlachtross, das jetzt das Auto zog: Noch einmal legte die alte Welt sich für die neue ins Geschirr.

Tatsächlich war zu diesem Zeitpunkt die Sache definitiv entschieden: Mensch und Pferd hatten getrennte Wege eingeschlagen. Da der Mensch es künftig vorzog, die seinen mit Kraftwagen zu befahren,

hatte er sie planiert und asphaltiert. Das Pferd war buchstäblich überholt. Es gehörte zu jenem Teil der Wirklichkeit, den Condoleeza Rice, die vormalige amerikanische Außenministerin, als *the roadkill of history* bezeichnet hat; es gehörte zu denen, die die Geschichte überfahren hatte. Jahrhunderte lang hatte sich die Menschheit das Schicksal des Besiegten immer im Bild dessen gedacht, der unter die Hufe des Siegers gerät und von diesem *überritten* wird. Jetzt, im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert, war es das Pferd, das sich von der Geschichte überritten oder vielmehr überfahren fand. Während der längsten Zeit der aufgezeichneten Geschichte hatte das Pferd dem Menschen geholfen, seinen gefährlichsten Feind zu besiegen, den anderen Menschen; jetzt lag es selbst am Rand der Straße und sah den Sieger über sich hinwegrollen. Sechshundert Jahre Schießpulver hatten dem Pferd nicht seinen angestammten Platz als wichtigste Kriegswaffe des Menschen streitig gemacht – einhundert Jahre Mechanisierung des Krieges genühten, es obsolet zu machen. Das Pferd war einer der Besiegten der jüngsten Geschichte.

So einfach und glatt, wie man sich die Trennung von Mensch und Pferd, von mechanischer und animalischer Kraft vorstellt, ist sie indessen nicht verlaufen. Der Mensch war nicht an einem Tag Reiter und Kutscher und am nächsten Tag Kraftfahrer und Automobilist. Die Trennung ereignete sich in mehreren Phasen, die sich über einen Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten verteilen, vom frühen 19. Jahrhundert, das verschiedene Techniker mit dampfgetriebenen Fahrzeugen und Laufrädern experimentieren sah, bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts, als das Automobil mit Verbrennungsmotor das Pferd als Antriebsmaschine auch zahlenmäßig überholte. Das auf den ersten Blick Überraschende ist, dass während der längsten Strecke dieses Zeitraums der Verbrauch an Pferden immer weiter stieg, statt, wie man erwarten könnte, zu sinken. Erst gegen Ende des Zeitraums, Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, geht der Verbrauch an Pferden zurück, dann allerdings rapide. Insofern erlebt das letzte Jahrhundert des Pferdezeitalters nicht nur den Exodus des Pferdes aus der Menschengeschichte, sondern zuvor noch seine Apotheose: Nie zuvor war die Menschheit so stark auf Pferde angewiesen wie zu

der Zeit, als in Mannheim und Cannstatt schon die Verbrennungsmotoren knatterten.

Wenn ich trotz der besagten anderthalb Jahrhunderte gelegentlich vom *letzten Jahrhundert der Pferde* spreche, geschieht dies nicht aus Gründen gedanklicher Faulheit oder weil es griffiger klingt. Dem Prinzip nach deckt sich das Ende des Pferdezeitalters ziemlich genau mit dem, was man als das *lange 19. Jahrhundert* zu nennen sich angewöhnt hat: Es beginnt mit Napoleon und endet mit dem Ersten Weltkrieg. Seitdem sind oder werden praktisch alle technischen Systeme, vom Verkehr bis zur Armee, denen das Pferd die nötige Traktionsenergie geliefert hatte, auf Verbrennungs- oder Elektromotoren umgestellt. *Praktisch* zieht sich diese Konversion aber erheblich in die Länge¹; die beiden Weltkriege treiben den Verbrauch von Pferden noch einmal auf grausame Weise in die Höhe, und erst seit der Jahrhundertmitte steht ausreichend billige Traktionsenergie zur Verfügung, um die Zahl der Pferde in Europa drastisch abstürzen zu lassen. Jetzt erst ist die Trennung nicht nur beschlossene Sache, jetzt ist sie auch vollzogen.

Mit den Augen eines Historikers betrachtet, erscheint die Trennung von Mensch und Pferd als das zentrale Kapitel in der Geschichte vom Ende der agrarisch geprägten Welt. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts war das Bild auch der mechanisierten und technisch fortgeschrittenen Zivilisationen der westlichen Welt noch stark von ruralen Strukturen, von Bauerndörfern, Märkten, Viehherden und Kornfeldern bestimmt. Geht man um weitere fünfzig Jahre in der Zeit zurück, bis an den Anfang des vergangenen Jahrhunderts, wird die Dramatik des Auszugs aus dem pastoral anmutenden Naturraum noch augenfälliger: «Um 1900», schreibt der Philosoph Michel Serres, «arbeiteten die meisten Menschen auf unserem Planeten in der Land- und Ernährungswirtschaft; heute machen in Frankreich wie in vergleichbaren Ländern die Bauern gerade noch ein Prozent der Bevölkerung aus. Zweifellos wird man darin einen der tiefsten historischen Brüche seit dem Neolithikum erkennen müssen.»²

In diese Perspektive einer radikalen Umwälzung der traditionellen Lebens- und Arbeitsverhältnisse in den Ländern der fortgeschrittenen Industrialisierung muss man auch den Abschied von den Pferden ein-

tragen: als eine Phase im Auszug der Menschen aus der analogen Welt. Zu den verstörendsten Erfahrungen, die die Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts machten, Nietzsche hat dafür das Wort vom Tod Gottes gefunden, gehörte der Verlust einer für sicher geglaubten transzendenten Sphäre: Die Menschen spürten, dass ihnen das Jenseits entglitt. Die Bürger des 21. Jahrhunderts kennen ein ähnliches Unbehagen: Sie sind dabei, das Diesseits zu verlieren.

In einem traditionsreichen Agrarland wie Frankreich, in dem die antike, die römische Bedeutung von *Kultur*, nämlich Bodenkultur, Landbau und Weinbau zu sein, nie in Vergessenheit geraten ist³, wird der Bruch naturgemäß als besonders dramatisch empfunden. Die Wein- und Obstgötter haben sich zurückgezogen, und mit ihnen verschwand die alte humane Lebenswelt. Der Abschied von den Pferden wird zu einem Geschichtszeichen für den Verlust der ländlichen Welt. «Ich gehöre zu einem verschwundenen Volk», klagt der Kunsthistoriker und Schriftsteller Jean Clair. «Bei meiner Geburt machte es noch an die 60 Prozent der französischen Bevölkerung aus. Heute sind es keine 2 Prozent mehr. Eines Tages wird man anerkennen, dass das wichtigste Ereignis des 20. Jahrhunderts nicht der Aufstieg des Proletariats war, sondern das Verschwinden des Bauerntums.»⁴ Verschwunden sind die Bauern und Erzeuger, und mit den Bauern, manchmal noch vor ihnen, gingen die Tiere: «Die Pferde waren die ersten, die gingen, Ende der fünfziger Jahre. Sie waren nutzlos geworden und verschwanden für immer.»⁵

Durch die Brille der Geschichtsphilosophie betrachtet, erscheint die Trennung von Mensch und Pferd als Auflösung einer singulären Arbeitsgemeinschaft: In gemeinschaftlicher, wengleich einseitig erzwungener Anstrengung haben die beiden Spezies vollbracht, was Hegel das *Werk der Geschichte* nannte. Ein seltsamer Zufall, der zu spekulativen Deutungen einlädt, hat es gefügt, dass sich die Auflösung dieser alten Arbeitsgemeinschaft ziemlich exakt in dem Zeitraum vollzog, der Hegels «Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte»⁶ von jenen Theorien trennt, in denen sich um die Mitte des 20. Jahrhunderts zuerst der Gedanke von einem «Ende der Geschichte» aussprach.⁷ Genau fünfzehn Jahrzehnte sind es, die das Ende des Pferde-

zeitalters von seinem ersten Vorschein im frühen 19. Jahrhundert bis zur endgültigen Ratifizierung in der Mitte des zwanzigsten überspannt. Sie reichen von Hegel, der 1807 den Kaiser der Franzosen als «Weltseele zu Pferde» apostrophierte, bis zu Arnold Gehlen, der in den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts seine Lehre von der *posthistoire* entwickelte.

Drei Weltzeitalter unterschied der Philosoph und Anthropologe Gehlen: Auf eine sehr lange Zeit der Vorgeschichte folgte die Phase der eigentlichen, agrarisch geprägten Geschichte, welche wiederum von der Industrialisierung und dem Eintritt in die Nachgeschichte abgelöst worden war.⁸ Als knüpfte er an dieses Schema an, unterschied auch der Historiker Reinhart Koselleck, als er 2003 erstmals über das *Pferdezeitalter* sprach, drei große Weltepochen: Die Gesamtheit der vergangenen Zeit unterteile sich in ein Vor-Pferdezeitalter, ein Pferdezeitalter und ein Nach-Pferdezeitalter.⁹ Die Simplizität dieser chronologischen Dreifelderwirtschaft nahm der Historiker in Kauf, weil er sich von ihr eine neue Perspektive auf die Weltgeschichte versprach: «Wohl wissend, daß alle Periodisierungen ... von perspektivisch ordnenden Fragestellungen abhängen, suche ich nach einem Kriterium, das alle Abgrenzungen zwischen alter, mittlerer und neuerer ... Geschichte unterläuft.»¹⁰

Mit meinem Versuch über das *Ende* des Pferdezeitalters teile ich Kosellecks Erwartungen. Anders als er lenke ich allerdings den Blick auf die relativ schmale Übergangszone, in der sich dieser eigentümliche Auszug aus der Geschichte vollzieht. Die Geschichte der *Entpferdung*, wie Isaac Babel den Prozess nannte¹¹, hat ihre eigene Dauer und historische Mächtigkeit. Sie vollzieht sich als eine Folge von Ablösungs- und Transformationsprozessen, die sich über mehr als ein Jahrhundert hinstreckten und in gewisser Hinsicht bis heute nicht abgeschlossen sind. Nicht nur auf Kosellecks Narrativ von 2003 lag noch der lange Schatten des Pferdezeitalters. Er liegt auch auf unseren Erzählungen, den Bildern unseres Alltags und den Figuren unserer Rede. Tatsächlich überspannt das Ende des Pferdezeitalters nicht nur einen relativ langen Zeitraum, sondern auch eine Fülle von Realien und Beobachtungen aus den unterschiedlichsten Wirklichkeitsbereichen. Kein

anderes historisch-natürliches Wesen, der Mensch ausgenommen, verlangt so zwingend nach einer *histoire totale* wie das Pferd.

Zahllose Geschichten unterschiedlichster Art ließen sich erzählen, in denen das Pferd eine Hauptrolle spielte: Technikgeschichten, Verkehrsgeschichten, Agrar-, Kriegs- und Stadtgeschichten, Energiegeschichten. Aber mit diesen «realen» Geschichten der materiellen Welt drängen sogleich andere Historien herbei, die ebenfalls erzählt sein wollen: Wissens- und Symbolgeschichten, Kunst-, Ideen- und Begriffsgeschichten. Selbst jüngste Ansätze in der Geschichtsschreibung wie die *sound history*, die Geschichte vom akustischen Relief vergangener Lebenswelten, fänden im Pferd ein privilegiertes Sujet. All diese Narrative sind plausibel, all die Pferde, von denen sie berichten, hat es irgendwann gegeben, sie mögen Produkte der Zucht gewesen sein, Geschöpfe der Forschung oder Kreaturen der Kunst; keines dieser Wesen ist wirklicher oder göltiger als das andere. Ein Graffito an der Wand, eine Metapher, der Schatten eines Traums ist nicht weniger wirklich als ein Wesen aus Fleisch und Blut; von den einen wie von den anderen lebt die Geschichte – und nicht nur diejenige des Pferdes. Jules Michelet hat einmal gesagt, in seinen Anfängen sei ihm die Geschichte gleichzeitig zu wenig materiell und zu wenig spirituell erschienen. Das ist die Wette, die es anzunehmen gilt, eine Geschichte des Pferdes zu schreiben, die beides wäre, materiell und sinnlich – und gleichzeitig spirituell, heute würde man sagen intellektuell.

* * *

Am Anfang des Pferdezeitalters steht ein Paradox, gleichsam das Urparadox der ganzen Geschichte. Ein intelligentes Säugetier, der Mensch, bemächtigt sich eines anderen Säugetiers, des Pferdes. Er zähmt und züchtet es, freundet sich mit ihm an, benutzt es zu seinen Zwecken. Das Erstaunliche an der Sache ist, dass sie auch dann noch funktioniert, wenn die Zwecke des Menschen der Natur seines vierbeinigen Kollegen konträr zuwider laufen. Anders nämlich als der Mensch ist das Pferd ein *Fluchttier*. Wenn es nicht mit seinesgleichen in erotischen Belangen konkurriert (die berühmten kämpfenden

Hengste), sucht es weder Krieg noch Streit; der Instinkt für *Beute* ist dem großen Vegetarier fremd. Die *Geschwindigkeit*, mit der es seine Flucht bewerkstelligt, ist es, wodurch es sich der Bedrohung durch die Jäger und Fleischfresser entzieht. Dies aber ist genau der Punkt, durch den es die Aufmerksamkeit eines anderen Säugetiers erweckt, das Interesse des Menschen. Nicht als Proteinlieferant, ja nicht einmal als Zug- und Tragetier tritt das Pferd zuerst ins Licht und bald schon ins heiße Zentrum der Menschengeschichte. In der Funktion des Lastenbewegers verharrt es mit Ochs und Esel im Hinterhof der Geschichte, gleichsam am Lieferanteneingang. Erst als schnelles Fluchttier rückt das Pferd an die Spitze aller historischen Symbiosen von Geschichte und Natur. Ein Platz, den es, allen historischen Teilerfolgen von Kamel und Elefant zum Trotz, sechstausend Jahre lang unangefochten behaupten sollte.

Die wichtigste Leistung, die mit dem Pferd in die Geschichte kommt, ist die *Geschwindigkeit*; Oswald Spengler hat dies klar gesehen. Fast sechs Jahrtausende lang verband sich die Erfahrung starker Beschleunigung und hoher Geschwindigkeit mit dem Pferd, im arabischen Raum auch mit dem Kamel. Schnell sein hieß beritten sein – eine historische Erfahrung, die fünf Generationen nach der Erfindung des Automobils, vier nach der des motorisierten Fliegens, weitgehend vergessen ist. Das Pferd war die *Tempomaschine* par excellence; als solche ermöglichte es Herrschaft in einem territorialen Umfang, wie sie ohnedem undenkbar gewesen wäre. Dank dem Pferd ließen sich weite Territorien erobern und ausgedehnte Herrschaften errichten; mehr noch, sie ließen sich auch sichern und aufrechterhalten. Spengler nennt das, anknüpfend an Nietzsche, die *große Politik*: Mit dem Pferd war historisch die Möglichkeit da, Machtpolitik, Eroberungspolitik im großen Stil zu betreiben. Als Tempomaschine wurde das Pferd zur Kriegsmaschine ersten Ranges; als Distanzvernichter schaffte es die Möglichkeit zu potenziert erweiterten Kommunikationsräumen. Als zähmbares und züchtbares, als von Menschen lenkbares Geschwindigkeitstier, mit einem Wort: als *animalischer Vektor* wurde das Pferd zum *politischen Tier* und zum wichtigsten Gefährten des Homo sapiens.

Damit kehrt das anfängliche Paradox zurück. In seiner Vektorfunktion muss nicht selten das zivile Reit- oder Zugpferd sich in das militärische Schlachtross verwandeln. Oft genug muss der friedliche Grasfresser, seine Instinkte verleugnend, den Menschen ins Gefecht begleiten und dessen Feinde in den Staub treten. Gegen seine Natur muss das schreckhafte Fluchttier zur Inkarnation eines Schreckens werden, der auch das Beutetier Mensch scharenweise in die Flucht schlägt: Wer will schon unter die Räder oder vielmehr unter die Hufe kommen? Das Fluchttier, eingesetzt als physisch überlegene Waffe im Kampf des Beutetiers Mensch gegen seinesgleichen – dies ist die originäre Dialektik des Pferdezeitalters, der Spannungsbogen, der dem *kentaurischen Pakt* zugrunde liegt.

Verglichen mit dieser historischen Allianz waren alle anderen Bündnisse, die der Mensch in seiner Geschichte einging, fragil und ephemer; nicht einmal die Beziehungen zu seinen Göttern wiesen ein vergleichbares Maß an Stabilität auf. Umso bemerkenswerter war sein Ende: Im selben Augenblick, in dem das Bündnis seine höchste Dichte und Virulenz erreichte, begann es unaufhaltsam zu zerfallen. Beinahe geräuschlos und von den meisten Zeitgenossen unbemerkt löste es sich in seine Bestandteile auf. Die große dramatische Figur zerfiel, sechs Jahrtausende kentaurischer Gemeinschaft gingen sang- und klanglos zu Ende. Was danach passierte, war kaum ein Satyrspiel zu nennen: Während die eine Partei, der menschliche Teil der alten Allianz, kurzlebige Bündnisse mit Maschinen aller Art, Automobilen, Flugobjekten und mobilen Rechnern, einging, wechselte die andere als Sport- und Therapiegerät, Prestigesymbol und Assistenzfigur der weiblichen Pubertät in den historischen Ruhestand. Nur gelegentlich sollte dem Pferd noch ein Auftritt im archaischen Schreckensfach vergönnt sein, etwa wenn es galt, demonstrierende Arbeiter niederzureiten oder Protestierende aus den Einkaufszonen zu vertreiben.

Parallel zu seinem finalen Aufstieg und Fall erlebte das Pferd im 19. Jahrhundert eine enorme literarische und ikonografische Karriere. Die großen Romane in diesem letzten Jahrhundert der Pferde sind, sofern sie nicht auf hoher See, sondern auf dem Land spielen, zum großen Teil Pferderomane; sie sind von Pferdemotiven und Pferde-

geschichten wie von Sehnen und Adern durchzogen. Das gilt selbst für die urbansten Schriftsteller jener Zeit, man denke an Stendhal, Balzac, Flaubert, Tolstoi und Stevenson. Alle großen Ideen, die das 19. Jahrhundert zu Triebkräften der Geschichte gemacht hat: Freiheit, menschliche Größe, Mitleid, aber auch die Unterströme der Geschichte, die seine Zeitgenossen entdeckten, die Libido, das Unbewusste und das Unheimliche, führen über kurz oder lang zurück zum Pferd. Natürlich ist das Pferd nicht die Sphinx. Wohl aber ist es der große Ideen- und Bildträger des 19. Jahrhunderts, sein Denkhelfer, sein Logopäde. Wann immer sie gedanklich nicht mehr weiter wissen oder emotional nicht weiter kommen, rufen die Menschen des 19. Jahrhunderts das Pferd zu Hilfe: Es ist ihr Ideenfluchttier und ihr Leidtragetier.

Im Hintergrund der Trennungsgeschichte, die ich auf den folgenden Seiten erzähle, verläuft ein Prozess der *Sublimation*. Im selben Maß, in dem unter dem Druck einer sich mechanisierenden Zivilisation die alte, solide Welt der Pferde, Kutschen und Kavalleristen sich aufzulösen beginnt, gewinnen die Pferde an imaginärer und schimärischer Präsenz: Sie werden zu Gespenstern der Moderne, und je mehr sie an weltlicher Präsenz einbüßen, umso heftiger spuken sie in den Köpfen einer Menschheit, die sich von ihnen abgewandt hat. Vielleicht ist dies der Preis, den wir für den «enormen Verlust an naiver geschichtlicher Tradition» entrichten, den Hermann Heimpel auf dem Historikertag 1956 in Ulm beklagte: «Mit jedem Pferd verschwindet ein Zustand, der unsere Zeit mit der Zeit Karls des Großen noch verbindet.»¹²

Wenn ein Zeitalter endet, kann frei nach Marx, der wieder frei nach Hegel zitiert, das historische Drama als Komödie wiederkehren. So hat auch das Pferdezeitalter im Heraufdämmern seines Endes ein letztes komisches Aufglühen erlebt. Es stammte von einem rötlichen *Roßschwanz*, der lockend auf und nieder wippte, während hinter ihm die Tür der Geschichte ins Schloss fiel. Man schrieb das Jahr 1957, soeben war die Erzählung *Homo faber* von Max Frisch erschienen. Das schwere Zeitalter der Kentauren war vorbei, das jugendliche der Schulmädchen-Amazonen in Cowboyhosen brach an, und der Autor arbeitete hart an der Kontur: «Ihr rötlicher Roßschwanz, der über den

DER LANGE ABSCHIED



Die alte Zeit rettet die neue vor dem Untergang: Pferde schleppen ein in Seenot geratenes Auto auf den Ostseestrand.



Geschichte im Rückspiegel: Robert Doisneau, Les Embarras des Petits Champs, Paris 1968.

Rücken baumelt, unter ihrem schwarzen Pullover die zwei Schulterblätter, die Kerbe in ihrem straffen und schlanken Rücken, dann ihre Hüften, die jugendlichen Schenkel in der schwarzen Hose, die bei den Waden gekrempelt sind, ihre Knöchel» – aber alle diese sekundären Merkmale, Rücken, Hüften, Waden, Knöchel, sind tertiär gegenüber dem schaukelnden Sturmzeichen, in dem sich Unschuld mit Animalität verbindet. Noch werden sieben Jahre vergehen, bis mit dem Ford *Mustang* das passende Gerät für den Ritt nach Westen bereitsteht. Doch schon wippt und lockt das Geschichtszeichen, unter dem eine alte Epoche endet und eine neue beginnt.

Die grandiosen Leistungen, die das Pferd erbrachte, solange der kentaurische Pakt hielt, geraten jetzt, im Nachpferdezeitalter, rasch in Vergessenheit. Tatsächlich ist das Pferd nicht *la part maudite* der Geschichte, ihre verfemte oder verworfene Seite, es ist bloß ihr vergessener Teil. Ein allerdings umfangreicher und komplexer Teil: Die Versuchung ist groß, sämtliche Aspekte der Pferdeggeschichte in einem Atemzug erzählen zu wollen. Sich gleichsam hineinzustürzen und treiben zu lassen, zwischen Realien und Ideen, Romanen und Remonten, Trensen und Triebchicksalen. Ästhetisch mag das reizvoll sein, praktisch ist es nicht. Um einer gewissen Systematik willen werde ich Geschichten, die richtiger parataktisch erzählt sein sollten, nacheinander behandeln. Das soll in vier längeren Kapiteln geschehen.

Im ersten Kapitel erzähle ich *Realgeschichten*: von Städten, Straßen und Unfällen, von Landärzten und Kavalleristen, von Räumen, Wegen und Energien. Im zweiten *Wissensgeschichten*: von den Figuren des Wissens über die Equiden, Figuren, die Kenner, Züchter, Maler und Forscher im Lauf der letzten Jahrhunderte gebildet haben, und die heute teilweise wenn nicht ganz vergessen sind. Im dritten dann *Metaphern-* und *Bildergeschichten*: Repräsentationen, in denen das 19. Jahrhundert seine Ideen von Macht, Freiheit, Größe, Mitleid und Terror entwickelt hat. In dieser Abfolge reflektieren sich die *drei Ökonomien*, in denen das Tier seine alte, zentrale Rolle als Beweger spielte, als gro-

ßer Umwandler von Energie, Wissen und Pathos. Im vierten und letzten Kapitel schließlich sammle und erzähle ich *Historien* von Pferden und Menschen, die ich gehört, gelesen und erlebt habe. Ich systematisiere sie so gut ich kann, indem ich den Linien der drei Ökonomien folge, zeige, wie andere Historiker das Pferd und seine Geschichte dargestellt haben, und mache eigene Vorschläge für Erzählungen.

Welchen Dreh soll man dieser gesamten Geschichte geben? Soll man sie als Tragödie oder als Komödie erzählen? Als Aufstieg oder als Verfall? Kulturkritisch oder cool und struktural? Angesichts einer Trennungsgeschichte läge es nahe, sich für die ästhetische Form des *Abschieds* zu entscheiden. Heißt es nicht Abschied nehmen von einer humanen Lebenswelt, einer naturnahen Zivilisation, einer raffinierten Kultur, einer analogen Welt? Aber der Abschied, sagten wir, sei längst genommen, die Geschichte seit einem halben Jahrhundert definitiv beendet. Drängt demzufolge nicht alles zur dramatischen Form des *Epilogs*? Verführerisch sind beide Formen, und an ihrer Bühnenwirksamkeit besteht kein Zweifel. Dem Gefühl geben sie viel, aber wie viel geben sie der Erkenntnis? Wer wissen will, wie sich die Geschichte abspielt und was sie uns noch zu sagen hat, hält sich im Zweifelsfall besser an offenere, brüchigere Formen. Mehr Komparatistik, weniger letzte Worte.

Für letzte Worte ist die Geschichte von den Pferden ohnehin nicht gemacht. Der Gegenstand rufe nach einer *histoire totale*, schrieb ich oben und gab damit wieder, was ich mir zu einem frühen Zeitpunkt meiner Überlegungen zurechtgelegt hatte. Wie wenig wusste ich damals von den Geistern, die ich rief! Ströme von Tinte hat das Pferd zum Fließen gebracht und einen Ozean von gedruckter Literatur entstehen lassen. Nie wird eine Synthese, wie ich sie mit diesem Buch wage, dem Labyrinth des Gedruckten entkommen; das Archiv bleibt ein ferner Traum. Das Pferd ist nicht in Troja geboren, sondern in Alexandria, es ist ein Phantom der Bibliothek, und wer sich einmal auf die Bild- und Textformen eingelassen hat, in denen es die Köpfe der Künstler, Schriftsteller und Gelehrten besetzt, ja, bis zur Besessenheit besiedelt hat, wird Mühe haben, die raue Welt der Ställe, Manegen und Weiden wiederzufinden.

Das ist noch nicht alles. Die epistemischen Probleme gehen tiefer und stellen die Möglichkeit der Darstellung selbst in Frage. Wer über zwei- oder dreihundert Jahre Pferdegeschichte schreibt, sieht sich vor dichten Schichten von Literatur über die Rolle des Pferdes in unterschiedlichen, hoch differenzierten kulturellen Kontexten. Mit jedem Schritt, den er tut, bewegt er sich über Abgründen von Forschungs-kontroversen, die er unmöglich überblicken, geschweige denn wiedergeben kann. Hundert Jahre Indianerforschung der nordamerikanischen Anthropologie lassen sich nicht auf einer Handvoll Seiten zusammenfassen. Schon mancher ist als Franz Boas gesprungen und als Karl May gelandet. Dieses generelle Problem der Bodenlosigkeit kennen alle Autoren historischer Synthesen, allen voran die Globalhistoriker. Mit einer Vielzahl von Fußnoten, wie ich sie meinem Text mitgebe, legt man zwar, so weit es geht, die Karten auf den Tisch. Aber die Fragen der Bewertung sind damit eher umgangen als beantwortet; weniger als eine positive Habe zeigen sie Desiderate an. Und je geschwätziger die Diskurse der Forschung und der Spezialliteraturen plappern, umso unüberhörbarer wird auf der anderen Seite das Schweigen des eigentlichen Protagonisten: Das Pferd bleibt stumm.

Le cheval n'a pas de patrie, das Pferd hat kein Vaterland, hat Marschall Ney gesagt, aber wäre es nicht an der Zeit, ihm Bleiberecht in unseren Erzählungen von der Vergangenheit zu geben? Fast zwei Jahrzehnte ist es her, dass ich auf die Idee kam, eine Geschichte des langen 19. Jahrhunderts zu schreiben, in deren Mittelpunkt nicht die üblichen Verdächtigen, von Napoleon und Metternich bis Bismarck ständen, sondern der geheime Held und Protagonist dieses Jahrhunderts – das Pferd. Damals träumte ich noch davon, der historischen Hauptperson selbst zu Wort und Stimme zu verhelfen. Dieser Traum ist nicht an der Obskürtheit des Gegenstandes und dem Mangel an Daten, sondern im Gegenteil am überladenen Speicher der Diskurse gescheitert. Man schreibt nie vom Stall aus, sondern immer von der Bibliothek her, und wer, wie manche einfühlsame Autoren der Pferde- und der Weltliteratur, von Théodore Sidari (*Mémoires d'un cheval d'escadron, dictées par lui-même*, Paris 1864), John Mills (*Life of a Racehorse*, 1865), Anna Sewell (*Black Beauty*, 1877) über Leo Tolstoi (*Der Leinwand-*

messer, 1886), Mark Twain (*A Horse's Tale*, 1905) und D.H. Lawrence (*St Mawr*, 1925) bis Michael Mopurgo (*War Horse*, 1982), dem Pferd die Hauptrolle oder die erste Person Singular überlässt, hat deswegen die Bibliothek noch lange nicht verlassen. Damit ist nicht gesagt, man könne der speziellen Intelligenz und dem Gefühlsleben des Pferdes nicht nähertreten; mit einigen knappen Hinweisen am Schluss versuche ich, solche Möglichkeiten immerhin anzudeuten. Mit meiner anfänglichen Hoffnung bin ich allerdings gescheitert. Mein erstes echtes Pferdebuch muss warten bis zu meiner Wiedergeburt als Pferd. Dasjenige, das der Leser jetzt in Händen hält, ist kein Pferdebuch, sondern das Buch eines Historikers über das Ende des Zeitalters, in dem Menschen und Pferde gemeinsam Geschichte machten. Wohlge-merkt, nicht geschrieben, sondern *machten*, denn *geschrieben* hat immer nur der eine Teil des Paares, und ein Menschenleben reicht nicht aus, um alles zu lesen, was er über den anderen zu sagen hatte.

Lange Zeit dachte ich, ich müsste dieses Buch für die Historiker schreiben. Als ginge es darum, den Kollegen zu zeigen, welche historische Hauptperson sie all die Jahre übersehen und welche Erkenntnischance sie vertan hatten. Immer noch würde ich mich freuen, wenn einer von ihnen jetzt mein Buch läse und etwas damit anzufangen wüsste. Geschrieben habe ich es aber am Ende, um eine schöne, unbescheidene Dedikation zu zitieren, für Alle und Keinen. Auch das stimmt freilich nur zum Teil. Geschrieben habe ich es für meine Mutter, die die Pferde liebte und verstand. Ob es ihr gefallen hätte, werde ich nie mehr erfahren. Zehn Jahre sind vergangen, seit ich es sie zuletzt hätte fragen können.